

tariats, deren Anschauungen Lorenz v. Stein die Anregung zu seinen socialpolitischen Ideen entnahm. In früherer Zeit hat man geglaubt, daß die Ideen auf den „Höhen der Gesellschaft“ entspringen und dann allmählich in die „Niederungen“ hinabsickern“. Wie man sieht, geht es bei den socialpolitischen Ideen genau umgekehrt, sie kommen von unten und gehen nach oben. Also haben auch die socialpolitischen Ideen ihre aufsteigende Kaugelassenbewegung, und es ist uns gar nicht bange, daß selbst jene „unteren Ideen“, die heute noch von der zweiten Kaugelasse durch den Mund des Herrn v. Plener „voraussetzungslos“ geschimpft werden, eines Tages noch bis in die zweite Kaugelasse aufsteigen und dann als fremde Ähren das ideenlose Haupt eines Zukunftsministers schmücken werden.

Es gibt in der That nur zwei große Kategorien von Politikern: die voraussetzungslosen Politiker, die Herrn v. Plener ein Grauel sind, und die ideenlosen Politiker, die uns wieder ein Grauel sind. Zwischen Beiden wogt die Schlacht. Wir geben gerne zu, daß heute noch die Ideenlosen die äußere Macht haben. Aber deshalb brauchen die Voraussetzungslosen am endgiltigen Sieg nicht zu verzweifeln.

Dem was sich heute in der Politik abspielt, ist in früheren Jahrhunderten in der Wissenschaft vor sich gegangen. In früheren Jahrhunderten haben auch in der Wissenschaft die Ideenlosen und Voraussetzungslosen mit Proditor und Galgen-Argumenten bekämpft. Was war — um nur ein großes, allbekanntes Beispiel zu citieren — Kepler? Ein voraussetzungsloser Astronom, der — in Herrn v. Pleners Ausdrücken zu sprechen — „mit frevelhafter Naivität, mit einer total neuen Structur“ des Weltsystems „vor die Desultorität trat“. Und sein berüchtigter Gegner Tycho de Brahe? Ein mit der Kirche wohlvertrauter Universitätsprofessor, der — wie Herr v. Plener sagt — „den ruhigen continuierlichen Weiterbau“ des platonischen Weltsystems nicht „stören“ wollte. Damals gab es noch Leute — und auch sie bildeten damals die herrschende „Majorität“ — welche die voraussetzungslose Forschung „benzo, ja sogar — siehe den Fall Galilei oder Giordano Bruno! — noch schärfer verurtheilten, als heute die „Majorität“ die voraussetzungslose Politik. Aber die voraussetzungslosen Forscher haben im Laufe der Jahrhunderte eine Schlacht nach der anderen gewonnen und schließlich auf der ganzen Linie gesiegt, und heute gilt die Voraussetzung, d. i. Vorurtheillosigkeit als das erste Axiom aller wissenschaftlichen Denkers.

Die Politik ist in ihrer allgemeinen geistigen Entwicklung nur um einige Jahrhunderte hinter der Wissenschaft zurück, aber sie wird ohne Zweifel dieselbe Entwicklung nehmen wie jene. In der Politik stehen wir heute noch ungefähr bei den Zeiten der Kepler, Bruno u. s. w. Aber doch haben — ebenso wie in der Wissenschaft jener Zeit — noch alle politischen Einkämpfe mit dem Sieg der Voraussetzungslosen über die Ideenlosen geendigt. Ein großer Fall: Aristoteles, der an der „Voraussetzung“ der Sklaverei festhielt, und Jesus Christus, der — abermals in Herrn v. Pleners Stil zu sprechen — „mit einer gewissen Kühnheit und Rücksichtslosigkeit das ganze Gebäude des (antiken) Staates wegen theoretischer, praktischer Einfälle in Frage stellte.“ Ein kleinerer Fall: Fürst Metternich, der — abermals Plener-Stil — „auf der vorhandenen Grundlage“ des Absolutismus „weiterbauen“, „sein Land nicht Umwälzungen preisgeben“ wollte, und das damalige liberale Bürgertum, welches — quelle horreur — eine Verfassung verlangte, die allerdings nicht — Plenerisch gesprochen — „eine gewisse Anerkennung der tatsächlichen und rechtlichen (Metternich'schen) Entwicklungen des eigenen Landes“ hätte sein sollen. Schließlich noch ein ganz, ganz kleiner Fall: Herr von Plener und die Wahlreform.

Die hauptsächlichste „Voraussetzung“, welche Herr v. Plener in seiner letzten Redegabe gegen das allgemeine Wahlrecht anführte, heißt einfach und klar ausgedrückt: daß ein landwirtschaftlicher Arbeiter oder Tagelöhner nicht wählen darf. Um diese jämmerlich schwache Voraussetzung zu bestreiten, werden die „voraussetzungslosen Politiker“ — jene Unglücklichen, denen Herr v. Plener mit Recht vorwirft, daß sie „Einfälle“, manchmal „theoretische“, manchmal sogar sehr „praktische“ haben — kein Jahrhundert brauchen, obzwar der Kampf immerhin länger dauern kann — als die Coalition.

Aus dem Ministerpräsidenten Fürsten Windischgrätz und dem Minister des Inneren Marquis Bacquehem zusammen könnte man einen Freiherrn v. Chlumetz machen. Wenn nämlich Herr v. Chlumetz mehr als einen Satz redet, so pflegt er bereits dem ersten zu widersprechen. Er sagt z. B. im ersten Satz: „Auf diese Frage gebe ich keine Antwort“, im zweiten Satz gibt er aber die Antwort. Ähnlich geht's, wenn Fürst Windischgrätz und Marquis Bacquehem zusammen mehr als eine Rede halten. Zum Beispiel: In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 15. d. M. hielten Beide zusammen nur eine Rede — es war die des Marquis Bacquehem — und so klapperte auch alles. In der Sitzung vom 20. d. M. dagegen hielten sie beim Antrag des Abgeordneten Dr. Lueger bezüglich der „Nichte der Coalition“ zusammen zwei Reden, und so kam ein Widerspruch heraus, indem Fürst Windischgrätz, dringend verlangte, man solle auf das Coalitions-Ministerium nur mit der Kaution einer Ministeranfrage schießen, während Marquis Bacquehem sich geduldig vor die Spatenkante stellte, und zu dem Antrag, für den der Ministerpräsident dem Abgeordnetenhause die Competenz beschränkt hatte, mehr antwortete, als man gefragt hatte.

Marquis Bacquehem hat zwar das Verwandtschaftsverhältnis der beiden Carrièremacher Dr. Rosner und Dr. v. Dunajewski jun. zum Unterrichtsminister Herrn v. Madeyski nicht leugnen können. Aber er hat doch wenigstens eine recht nette, intime Causerie über Beamtenernennungen zum Besten gegeben. Marquis Bacquehem ist nur leider, wie so viele Causeriers, in der Logik nicht ganz fest. Klagt man über einzelne Verletzungen des Vereins- und Versammlungsgesetzes, so beweist Marquis Bacquehem, daß eine solche Verletzung in Oesterreich überhaupt nie und nirgends vorkommt. Beschwert man sich über Protectionskinder, so beweist er, daß zu den

betreffenden Dienststellen überhaupt niemand anderer gewählt werden konnte, als gerade der Dr. Rosner und der Dr. v. Dunajewski. Er vergißt dabei nur die große Wahrheit der alten Logiker: nämlich, daß, wer zu viel beweist, nichts beweist.

Kunst und Leben.

Die Premidren der Woche. Paris. Théâtre français, Reprise von „Henri III et la cour“ von A. Dumas; „Une séparation“ von Georges Bertal. Opéra comique, Reprise von „Paul et Virginie“ von Victor Massé. Comédie Parisienne, „Sous la loi“. Bodinière, „scènes vecues“ von D. Mirbeau und Courteline. Variétés, Reprise von „les trente millions de Gladiateur“ von Labiche. Rom. Volkstheater, „Il paradiso perduto“ von Fuld. Berlin. Lessingtheater, Gastspiel der Duse in „Cameliendame“, „Lucandiera“, „Cavalleria“ und „Heimat“. — „Chismonda“ von Victorien Sardou. Neues Theater, „Der keine Mann“ von E. Karlowitz. München. Volkstheater, Vorstellung des akademisch-literarischen Vereines, „Die Weber“ von Gerhart Hauptmann. Brüssel. Théâtre Moderne, „la femme de Tarbarin“ von Catulle Mendès; „Bonheur conjugal“ von Balabreue.

Die Burg gab Montag den „Attacé“ Das ist eine Komödie aus den berühmten „schönen Zeiten des alten Burgtheaters“. Seine Kunst schwelgte ja in diesen Sitten, die dem Leben nur den Schaum vom Kande schöpfen. Es war keine tiefe, aber eine sehr feine Kunst, für Leute, die gut gegessen hatten und angenehm verbauden wollten, eine Kunst zum schwarzen Kaffee. Die große Fackel, die die Tragödie in die Abgründe der Natur hält, hatte sie nicht, aber sie flüdelte lustig mit allerhand bengalischen Funken. Sie nied das Aul der Bühne, den Kern aus den Dingen zu lösen, aber es gelang ihr, sie hübsch zu vergolden. Das dionysische Tanzen fehlte ihr, doch tänzelte sie niedlich. Es ist klug und kann nützen, sie immer noch von Zeit zu Zeit zu zeigen: die Leute von gestern lieben sie, wie man seine Jugend liebt; aber auch die Leute von heute dürfen sie lieben, weil sie sich an ihr versichern können, daß sie bei vielen Irrungen doch nicht unsonst getrachtet haben und jetzt auf einem besseren Wege sind. Auch ist es nicht möglich, ihr einen grazioseren Künstler zu wünschen, als es Herr Hartmann in der Rolle des Grafen Prachs ist. Alle Gaben, die sie braucht, hat er reichlich und er gibt ihr einen unbeschreiblichen Zauber. Was man so von den Größen der Tradition, von Fichtner oder Desanau hört, kann man an ihm sehen. Die Leute von gestern triumphierten denn auch wieder: „Wer ist heute unter den Jungen, der das je können wird?“ Sie haben Recht: es ist gewiß niemand unter den Jungen, der das je können wird. Nur sollen sie nicht meinen, daß das ein Vorwurf für die Jungen ist: sie können eben anderes. Das neue Burgtheater hat nicht die Pflicht, das alte Burgtheater zu sein, sondern es soll für heute und morgen werden, was das alte für gestern war: den Forderungen der Zeit gemäß. Neue Forderungen kommen und so muß es neue Kräfte suchen. Alte Forderungen verstummen und so dürfen ihre alten Kräfte weichen. Das ist in allen Wandlungen der Bühnen so gewesen: jeder Gewinn ist da immer auch ein Verlust gewesen. Echhof fürchtete „die Folgen der Shakespeare'schen Stücke auf deutschen Bühnen . . . weil diese Stücke unfer Publicum an die starke Kost verewöhnen und unsere Schauspieler gänzlich verderben würden“, und Iffland schrieb: „Unstreitig waren die Schauspieler der älteren Zeit in Ausführung ihrer Rollen sorgfältiger und präciser und mehrertheils unterhaltender, als die neueren es sind . . . Unsere heutigen Theater können die Stücke von Marivaux und Destouches nicht so geben, wie die Schauspieler vor fünfzig Jahren auf dem Ackermann'schen und Seyler'schen Theater sie geben konnten. Wie angenehm war nicht der respectvolle Anstand, die feine Galanterie, womit man damals in der Darstellung gegen die Frauenzimmer sich betrug! . . . Jetzt zieht man sich an, stellt sich hin, sagt seine Rection her, wartet seine Kraftscenen ab, nimmt dann an nichts mehr theil, zerrt, wenn es hoch kommt, das gnädige Fräulein wie ein Stubenmädchen herum, begeben dem hereinkommenden Vater wie dem Johann, und wenn das alles nur mit Force geschieht, so steht alles wohl und gut.“ Dieses Hin und Her zwischen „Anstand“ und „Force“ lenkt ewig die Entwicklungen der Bühnen. Jedes neue Geschlecht stört den alten „Anstand“, indem es eine neue „Force“ bringen will. Es ruht nicht, bis er gebrochen und sie in ihn gebrungen ist. Dann wird aus der neuen „Force“ ein neuer „Anstand“ und nun kann das nächste Geschlecht den alten Streik von vorne beginnen.

Frau Dilon spielt die Nora, wie Herr Kornau den Macbeth spielen würde: an die Lösung einer tragischen Aufgabe wendet sie ihre Mittel der Voss. Sie ist eine hübsche, zierliche und angenehme Dame, die durch eine gewisse berbe Berliner Drolerie in der Region von Blumenthal gefallen und durch eine ungemene Routine sich bisweilen sogar bis zu Sardou verfeigen kann. Aber eine harte, starre, unbewegliche Miene, die leeren, nummen Augen, diese so grelle, steife und monotone Stimme, das Unvermögen, groß zu empfinden, und der völlige Mangel an Seele versagen es ihr, einem Dichter zu dienen. Sie weiß weder das kindliche des „Eichknechtens“, des „lockeren Feißigs“, der „kleinen Lerche“, noch die heroische Wendung zum Weibe zu bringen. Fastig leickt sie geschwind den Text herab und muß schon froh sein, wenn sie ungefähr seinen ersten Sinn nur trifft, ohne die geheimen Deutungen je zu